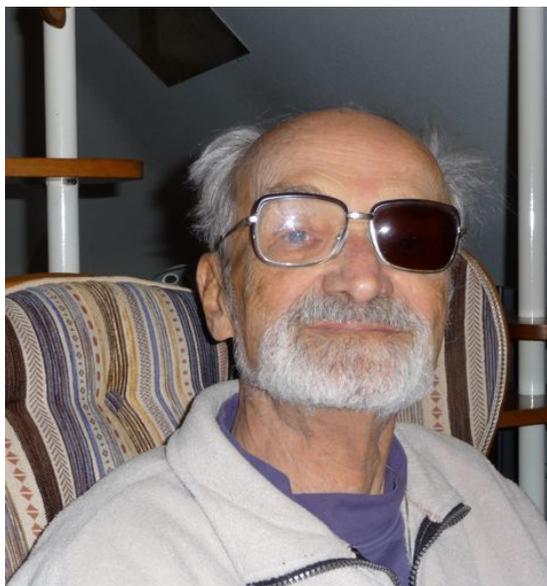


INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Haberland, wo wurden Sie geboren und in welchem Milieu wuchsen Sie auf?

Ich wurde 1922 in Hamburg geboren. Mein Großvater väterlicherseits war Buchdrucker und hatte sich beim »Hamburger Anzeiger« bis in die Leitung hochgearbeitet. Er kam aus Bernburg an der Saale. Seine Frau war gebürtige Hamburgerin, hatte aber - wie damals üblich - keinen Beruf erlernt. Mein Großvater mütterlicherseits war als Malermeister tätig, doch nebenbei hat er recht gute Ölbilder gemalt. Er kam aus Mittelfranken und war sehr früh Waise geworden. Auch er hat sich hochgearbeitet, bis er eine eigene Malerwerkstatt besaß. Am Steindamm baute er gemeinsam mit einem Freund ein Haus – es war in Hamburg das erste Mal, dass die Errichtung eines Kinos beim Bau geplant wurde. Später haben meine Mutter und mein längst verstorbener Bruder das Kino weitergeführt. Mein Vater arbeitete als Überseekaufmann. Vor dem Ersten Weltkrieg war er Handelsgehilfe (für die Hamburger: Kommi) und im Ersten Weltkrieg verbrachte er zunächst fünf Jahre in englischer Kriegsgefangenschaft, bevor er 1919 nach Hamburg zurückkehrte. Er stieg dann als Prokurist in eine Maklerfirma ein, die mit Kaffee und Kakao handelte. Dadurch gab es natürlich gewisse Kontakte, beispielsweise nach Lateinamerika, doch das spielte für meine Berufswahl eigentlich keine Rolle – außerhalb Deutschlands ist er nicht gereist. Später besaß er eine eigene Firma.



Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, fiel mir auf, dass die griechischen und römischen Götter irgendwie übereinstimmen. Das fand ich interessant. Also fing ich an, Götter zu sammeln – nicht nur die griechischen und römischen, sondern auch germanische, slawische und außereuropäische. Dafür ging ich immer in die Staatsbibliothek und besorgte mir die entsprechende Literatur. Meine Eltern schenkten mir zudem ein Buch von Dr. Theodor Wilhelm Danzel: »Mexico und das Reich der Inka«¹. Dr. Danzel war im Umfeld des Hamburger Museums für Völkerkunde tätig. Er schrieb über die Maya, die Azteken und die Inka; das war sehr spannend für mich. Auch begann ich, mich mit den Hethitern zu beschäftigen. Doch dann fing der Krieg an und ich geriet für einige Jahre in russische Kriegsgefangenschaft. Als ich 1946 zurückkehrte, konnte ich mein Abitur in einem halben Jahr nachholen und das Studium beginnen, denn ich hatte mich noch während des Krieges eingeschrieben. Die Frage war nun, ob ich Mittelamerikanische Ethnologie oder die Hethiter studieren würde. Die klassische Archäologie in Hamburg beschäftigte sich jedoch vorrangig mit griechischen Skulpturen, das fand ich nicht besonders interessant. In der Völkerkunde hingegen lehrte damals der führende deutsche Experte für die Kulturen der Maya und Azteken: Franz Termer.

Wurden Sie bei der Wahl des Studienfachs von Ihrer Familie unterstützt?

Ja, ich konnte frei wählen. Nur bei meinem Vater hätte ich nicht einsteigen dürfen, da er der Meinung war, dass der Beruf des Maklers aussterben würde. Er sollte Recht behalten. Also ging ich zu Franz Termer - der Numerus Clausus war nach dem Kriegsende eingeführt worden - und fragte, ob ich bei ihm studieren könne. Ich erkundigte mich bei ihm auch, welche Nebenfächer ich am besten wählen sollte, woraufhin er meinte, dass Vorgeschichte und Geographie praktisch seien. Er selbst war ja ebenfalls Geograph, hatte jedoch über ein ethnographisches Thema promoviert und konnte daher Völkerkunde lehren – allerdings waren seine hervorragenden geographischen Kenntnisse besser als seine völkerkundlichen. Er hatte vor allem in Guatemala gearbeitet und für das Hamburger Museum für Völkerkunde eine Sammlung indianischer Trachten angelegt.

Bevor ich mit dem Studium anfang, fragte mich Termer unter anderem, ob ich nach der Promotion fünf Jahre ohne

¹ Theodor Wilhelm Danzel, Mexico und das Reich der Inka, Deutsche Hausbücherei, Hamburg, 1938.

Anstellung auskommen würde – so waren damals die Aussichten. Ich antwortete ihm, dass mein Studium durch meinem Anteil aus den Einnahmen des Kinos finanziert würde und ich auch nach dem Abschluss einen Puffer hätte. Daraufhin nahm er mich an. Zudem musste ich mich wegen des Nebenfachs bei den Geographen bewerben, die an eine andere Fakultät angeschlossen waren. Das klappte jedoch alles und ich begann im Wintersemester 1947/1948 mit dem Studium. Damals waren wir natürlich eine sehr kleine Gruppe.

Wie würden Sie Franz Termer beschreiben? Welche Art Lehrer war er und wie war sein Umgang mit den Studenten?

Nun, ich kam sehr gut mit ihm aus. Damals gab es ja noch keine Seminarräume, sondern nur das Museum. Hamburg hatte erst 1919 eine Universität erhalten und da es eine sparsame Stadt war, machte man alle möglichen bereits vorhandenen Kapazitäten zu Mitgliedern der Fakultäten. So war zum Beispiel der Direktor des Museums für Völkerkunde gleichzeitig der Ordinarius für Völkerkunde. Auch wir Studenten waren eigentlich Teil des Museums.

Jedes Jahr gab es einen vom Museum organisierten Ausflug, an dem alle Hauptfachstudenten teilnehmen mussten. Wir marschierten gemeinsam mit den Mitarbeitern des Museums und mussten dabei auch noch unsere Schritte zählen, um die Entfernung zu bestimmen. Im Feld kam Termer schnell in Kontakt mit den dortigen Menschen. Er war sehr umgänglich. Ich lernte ihn durch die Aufenthalte im Gelände auch persönlich sehr gut kennen. Anders als ich, kam beispielsweise Hans Fischer nicht gut mit Termer zurecht, was sicherlich auf Gegenseitigkeit beruhte. Fischer attestierte seinem Lehrer Theorieferne, was jedoch nicht ganz stimmte. Termer sagte immer: »Das ist nur Theorie«, und diese Äußerung halte ich für richtig: Theorie ohne alles andere ist Unsinn. In Hamburg wurden damals nicht die gängigen Thesen - etwa der Wiener Schule - gelehrt, sondern ausschließlich Tatsachen.

Wie groß war die damalige Gruppe von Studierenden und wer waren Ihre Kommilitonen?

Als ich 1947 mit dem Studium begann, gab es bereits fünf Hauptfachstudenten. Derjenige, der zu diesem Zeitpunkt am längsten da war, schien eine etwas seltsame Person zu sein. Seinen Namen habe ich vergessen, er hat letztendlich auch nicht promoviert. Es gab zudem zwei weibliche Studentinnen, die nicht zu Ende studiert haben. Ferner gehörte Hans Becher dazu, der über Gürtel und Hüftschnüre in Südamerika promovierte. Er ging später nach Hannover. Ich erinnere mich außerdem an Friedrich Wilhelm Müller, bei dessen Promotion sich herausstellte, dass sein Forschungsthema - doppelköpfige Figuren in Mittelamerika - bereits bearbeitet worden war. Er verfasste daraufhin etwas anderes, schloss damit jedoch nicht so gut ab und blieb nicht im wissenschaftlichen Bereich. Zur selben Zeit wie ich begann Ursula Schlenther zu studieren, nachdem sie bereits ein oder zwei Semester an der Universität Kiel eingeschrieben gewesen war, unter anderem für Vorgeschichte und Völkerkunde. Sie promovierte bei Termer mit einer Arbeit über die »Verbreitung einiger peripherer präkolumbischer Kulturelemente in Mittelamerika«. Als ihre Habilitation in Hamburg nicht angenommen wurde, ging sie 1956 in die DDR, wo sie an der Humboldt-Universität Professorin wurde. Zu unserer Kerngruppe kamen später noch zwei Personen aus Berlin: Günter Zimmermann und Thomas S. Barthel, die auf die Kultur der Maya spezialisiert waren. Mit Barthel habe ich am 15. September 1952 zeitgleich promoviert. Zimmermann übernahm später das Ordinariat für Altamerikanistik in Hamburg, während Barthel nach Tübingen ging. Über das Leben der damaligen Hamburger Völkerkundestudenten kann man übrigens bei Robert Lowie in »Towards understanding Germany«² sowie in seiner Autobiographie »Robert Lowie, Ethnologist«³ nachlesen.

1952 gab es den Kongress der Amerikanisten in Cambridge, an dem auch Termer teilnehmen wollte. Er hatte Gelder aufgetrieben, um Zimmermann und Barthel die Reise zu finanzieren; ich fuhr auch mit und zahlte das aus eigener Tasche. Heute ist es in Vergessenheit geraten, dass Zimmermann ein System zur Entzifferung der Mayaschriftzeichen aufgestellt hatte; man glaubte damals noch, es nur mit astronomischen oder astrologischen Daten zu tun zu haben. Sie hielten Referate über die Maya, während ich zu Holzfiguren aus Peru vortrug. Daraufhin wurden wir von einigen Teilnehmern als »Hamburger Schule« bezeichnet. Termer kannte dort eine Menge Leute, bei denen er uns vorstellte – es ging durchaus international zu.

Machte Sie Termer auch mit britischen oder US-amerikanischen Ansätzen des Faches bekannt?

Boas und er hassten sich wie die Pest. Wenn man hinter die Kulissen schaute, wurde klar, dass Boas kein ernst zu nehmender Wissenschaftler war. Folgende Geschichte kann das gut illustrieren: Adrian Jacobson - eigentlich ein

² Robert H. Lowie, Towards understanding Germany, University Press, Chicago, 1954.

³ Robert H. Lowie, Ethnologist: A Personal Record, University of California Press, Berkeley/Los Angeles, 1959.

norwegischer Fischer - und seine Brüder unternahmen für das damalige Berliner Museum für Völkerkunde eine ausgedehnte Forschungsreise entlang der Nordwestküste Amerikas sowie durch Alaska. 1886 brachten sie aus British Columbia einige Vertreter der Nuxalk-Indianer mit nach Berlin. Dort lernte auch Boas sie kennen und wurde zu eigenen Expeditionen im Nordwesten Kanadas angeregt. Doch später hat er alle Karteikarten, die Jacobson ausgefüllt hatte, geändert und dabei einfach seinen eigenen Namen eingesetzt. Jacobson unterschlug er einfach. Termer kannte diese Geschichten, er hatte ja selbst in Berlin studiert, bei Eduard Seler.

Wie stand denn Termer zu den Nationalsozialisten?

Erst ganz am Schluss hat er sich um eine Mitgliedschaft in der NSDAP mehr oder weniger zwangsweise „beworben“. Da ging es aber schon nicht mehr anders, denn einige seiner Studenten hatten mit der Weißen Rose zu tun. Er versuchte auch, zwei Göttinger Kollegen - Hans Plischke und Günther Spannaus - zu helfen, die denunziert worden waren. Termer hatte Hamburger Kaufmannsfamilien hinter sich, daher konnte er sich das leisten.

Sie sagten bereits, dass Sie 1952 promovierten. Ihr Studium durchliefen Sie also innerhalb von knapp fünf Jahren?

Ja, vier Jahre Studienzzeit waren Vorschrift, dann schloss sich die Promotion an. Wir waren auch schon älter und kamen zum Teil aus dem Krieg zurück. Als ich in Altamerikanistik promovierte, war ich dreißig Jahre alt.

Wie ging es anschließend weiter?

Nach der Promotion gab es zunächst besagten Kongress in Cambridge. Danach war ich wieder zu Hause und fand das erste Mal ein wenig Ruhe. Meine Abschlussarbeit mit dem Titel »Der Körperschmuck der Maya während ihrer klassischen Zeit« war ja sehr umfangreich; generell vergab Termer nur sehr breit gefächerte Themen. Bereits während unseres Studiums hatte Termer, als er für einige Monate nach Schweden reisen musste, Hans Becher, Ursula Schlenther und mich damit beauftragt, eine Ausstellung im neu errichteten Saal der Amerika-Abteilung aufzubauen. Kurz nach meiner Rückkehr aus Cambridge rief er mich an und meinte, dass die Anzahl der Studenten stark zunehmen würde. Zudem war der Leiter der Amerika-Abteilung nicht aus seinem Urlaub zurückgekehrt. Er bat mich um meine Mithilfe. Nach der Promotion war ich dann ein Jahr lang unbezahlt im Magazin der Amerika-Abteilung beschäftigt. Dort musste gesichtet werden, welches Material noch vorhanden war, denn vieles ist während des Krieges verbrannt oder zerstört worden.

Es gab damals ein Abkommen zwischen der Hamburger Universität und der Universität von San Salvador, aufgrund dessen man in El Salvador das »Instituto Tropical de Investigaciones Cientificas« eingerichtet hatte. Wissenschaftler aus allen Ländern konnten dort für eine Weile als Gastforscher hingehen und zu einem selbst gewählten Thema arbeiten. blieb man mindestens ein Jahr, so erhielt man fünfzig Dollar pro Monat. Das schien passend für mich, auch regional war es zumindest in der Nähe der Maya. Termer wollte damals wieder zu Forschungen in sein geliebtes Guatemala. Offiziell befand sich dieses Land aber Anfang der fünfziger Jahre noch im Krieg mit Deutschland, wodurch eine Einreise nicht möglich war. Das erste Land Zentralamerikas, das wieder diplomatische Kontakte mit Deutschland pflegte, war El Salvador. Daher kamen viele Deutsche an das Institut - aber auch Franzosen, Holländer und Amerikaner -, vor allem Geologen, Zoologen und Geographen. Für mich ist es wohl die lehrreichste Zeit gewesen. Da wir zum Beispiel nur zwei Autos hatten, fuhren die verschiedenen Wissenschaftler immer gemeinsam ins Feld.

Es gab dort also eine gewisse Interdisziplinarität?

Ja natürlich, es war wunderbar. Jeder war in einem eigenen Zimmer untergebracht. Eigentlich sollte jeder auch ein eigenes Labor haben. Da es aber nicht genügend Laborplätze gab, untersuchte ich meine Scherben neben den Insektenproben eines amerikanischen Genetiklers. Er entdeckte immer neue Drosophila-Arten, die er beispielsweise nach der Sekretärin des Institutsleiters benannte. Auch die Skelette von Tieren wurden untersucht. Insgesamt habe ich damals unglaublich viel gelernt.

Worin genau bestand Ihre Aufgabe während dieses Forschungsaufenthaltes?

Ich war mit der Suche nach vorgeschichtlichen Fundstellen beschäftigt. Ausgrabungen habe ich allerdings nur zweimal vorgenommen, eine davon gemeinsam mit Termer, der auch mitgekommen war. Im Laufe der Zeit ging er jedoch mehr und mehr nach Guatemala. Er blieb nur ein halbes Jahr in Zentralamerika, während ich über ein Jahr - von Oktober

Interview vom 21.11.2008, durchgeführt in der Privatwohnung von Wolfgang Haberland in Ahrensburg (Freigabe durch W. Haberland am 15.04.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

1953 bis Weihnachten 1954 - in El Salvador war.

Anschließend ging es weiter: Termer hatte vor seiner Rückreise Costa Rica und Panama besucht, finanziert durch die Wenner-Gren-Foundation. Er meinte, auch ich müsse unbedingt dort forschen und beantragte dafür Gelder bei der DFG. Nachdem die Mittel bewilligt waren, reiste ich zunächst für einen kurzen Aufenthalt nach Nicaragua, bevor ich mich in Costa Rica einfand. Dort sollte die Forschung im Norden des Landes stattfinden, doch ich geriet in eine Revolution – das war ganz aufregend und interessant. Die deutsche Botschaft teilte mir mit, dass ich nicht mehr in den Norden gehen dürfte, also versuchte ich im Süden des Landes mein Glück. Dort arbeitete ich zu den Chiriqui und ging auch auf die andere Seite der Grenze, nach Panama.

In Costa Rica erreichte mich ein Brief von Termer, in dem stand, dass die Leitung der Amerika-Abteilung des Museums von der Hamburger Kulturbehörde für eine Neubesetzung freigegeben worden war. Er bot mir die Stelle an, allerdings musste ich mich innerhalb kürzester Zeit entscheiden. Ich nahm an - ansonsten wäre ich wahrscheinlich in Zentralamerika geblieben - und begann im Juni 1955 beim Hamburger Museum für Völkerkunde.

War das eine Beamtenstelle?

Nein, bis auf den Direktor des Museums hatte nur sein Stellvertreter eine Beamtenstelle. Das war damals Wilhelm Bierhenke, der auch die Eurasien-Abteilung leitete. Die anderen Personen wurden unbefristet als Angestellte beschäftigt. Neben mir gab es noch Richard Schröter, Leiter der Ostasien-Abteilung, Kunz Dittmer, Leiter der Afrika-Abteilung, Herbert Tischner, Leiter der Indo-Ozeanien-Abteilung und H.J. Eggers, Leiter der Abteilung Vorgeschichte.

Fiel neben der Weiterentwicklung der Amerika-Abteilung auch die Lehre in Ihrem Aufgabenbereich?

Nein, mit der Lehre hatte die Stelle nichts zu tun. Ich war vielmehr damit beschäftigt, die Abteilung nochmals zu ordnen, Neu- oder Sonderausstellungen zu organisieren und die zahlreichen Führungen zu veranstalten. Vor allem die Führungen für Schulklassen bereiteten mir sehr viel Freude. 1962 kam dann Erhard Schlesier als neuer Direktor nach Hamburg, für fünf Jahre. Er kannte sich mit der Amerikanistik nicht so gut aus und meinte zu mir, ich solle diesen Bereich in der Lehre übernehmen. Ein paar Jahre lang habe ich dann unterrichtet, doch es erschien mir zunehmend problematisch, Studenten zu begeistern, die später höchstwahrscheinlich keinen Job bekommen würden – das sagte ich klar und deutlich. Inzwischen hatte Hans Fischer die Leitung des Museums angetreten, die 1971 wiederum von Jürgen Zwernemann übernommen wurde. Und obwohl ich gar nicht wollte, wurde ich dessen Stellvertreter.

Bestand ein Austausch mit den Amerika-Abteilungen anderer bundesdeutscher Museen, oder arbeitete man eher jeweils für sich?

Es war schon so, dass man sich gegenseitig aushalf. Als beispielsweise im Stuttgarter Linden-Museum der Amerikanist ausfiel, als gerade eine große Ausstellung aufgebaut wurde und zudem der Amerikanisten-Kongress vor der Tür stand, bin ich eingesprungen. Auch habe ich in Karlsruhe eine Ausstellung von Kachina-Figuren aus einer Privatsammlung organisiert, die später noch in Hamburg gezeigt wurde.

Gab es auch auf den Tagungen der DGV Kontakt mit anderen Kollegen?

Nein, überhaupt nicht. Ich bin nie Mitglied der DGV gewesen – erst waren sie mir zu braun, nachher waren sie mir zu rot. Ganz generell war ich mit meinen amerikanischen Kollegen viel enger befreundet und stand mit ihnen in Korrespondenz.

Wenn Sie auf Ihre Zeit im Museumsbetrieb zurückblicken, in welchem Zeitraum fand da der intensivste Austausch statt?

Nun, auf deutscher Ebene fand er praktisch gar nicht statt. Ein paar einzelne Personen - wie Wolfgang Lindig oder Friedrich Kussmaul - kannte ich zwar gut, aber eigentlich trafen wir uns nur sporadisch und kamen erst nach der Pensionierung öfter zusammen. Ich war bis 1984 in Hamburg tätig, dann ging ich in Ruhestand.

Wie haben sich in den knapp dreißig Jahren, die Sie am Museum arbeiteten, der Charakter der Ausstellungen und die Ansprüche des Publikums verändert?

Die Ansprüche des Publikums haben sich in dieser Zeitspanne eigentlich nicht gewandelt. Gegen Ende meiner Laufbahn veränderte sich das jedoch, die Museen wurden zunehmend Nebensache – auch aufgrund neuer Medien, wie

Interview vom 21.11.2008, durchgeführt in der Privatwohnung von Wolfgang Haberland in Ahrensburg (Freigabe durch W. Haberland am 15.04.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

etwa dem Fernsehen. Da wurde dem Publikum geboten, was es auch im Museum sehen konnte, allerdings anhand lebender Menschen. Das ist schon etwas ganz anderes. Im Laufe der Jahre in Hamburg wuchs natürlich auch die Erkenntnis darüber, was die Leute interessiert und was sie eher langweilte. Man sollte nicht seine eigenen Hobbys und Wünsche in den Vordergrund rücken, sondern das, was die Leute anspricht. Für mich ist zumindest das Völkerkunde-Museum ein besonderer Ort, an dem man zeigen kann, dass die Menschen sich überall sehr ähnlich sind: Unter den gleichen Bedingungen werden die gleichen Bedürfnisse meist gleich erfüllt. Töpfern und Weben sind beispielsweise Kulturtechniken, die zigfach erfunden wurden. Das steht natürlich in Gegensatz zu der unsinnigen These, dass alles von einem Punkt ausging.

Sahen Sie es quasi als Aufgabe Ihrer Ausstellungen, das Allgemein-Menschliche zu zeigen?

Man soll zeigen, dass die anderen Völker nicht doof sind, sondern alle Menschen gleich intelligent sind. Eine meiner Lieblingsausstellungen hieß: »Das gaben sie uns«. Darin zeigten wir, welche Objekte von anderen Völkern nach Europa gelangt waren. Die Leute dachten beispielsweise, dass die Kajaks der Inuit den europäischen Faltbooten nachempfunden wurden, obwohl es ja umgekehrt ist. Meiner Ansicht nach muss man zeigen, wie unter welchen Bedingungen gelebt wird – das Werkzeug zum Feuermachen, die Kajaks und Anoraks der Inuit auszustellen, das ist doch großartig. Vor dem Krieg gab unter der Leitung von Georg Thilenius damals schon eine Ausstellung, die vergleichende Arbeiten präsentierte, wie beispielsweise Blasrohre von verschiedenen Kontinenten.

Hatten Sie je den Eindruck, dass die Museen der Flut von Fernsehbildern entgegensteuern müssten?

Anfangs ließ ich mich noch auf die Berichte und Reportagen im Fernsehen ein, doch nachdem alles doch recht falsch oder übertrieben sensationell dargestellt wurde, habe ich grundsätzlich damit aufgehört. Auch vor Entstehung der neuen Medien mussten bestimmte Klischees bekämpft werden, man denke nur an Nordamerika und Karl May. Das wurde so unzutreffend gezeigt, es wimmelte förmlich von falschen Ideen. Ich selbst habe daher in einer Ausstellung über die Indianer der Nordwestküste Amerikas versucht, einen korrekteren Eindruck zu geben. Auch bei den Führungen im Museum habe ich mich bemüht, den Leuten die gängigen Vorstellungen auszutreiben.

Wie schätzen Sie die heutige Museumsdidaktik ein?

Seit meiner Pensionierung gehe ich nicht mehr hin. Das Schlimmste, was passieren kann, ist anzukommen und den Leuten zu erzählen, wie sie es machen sollen. Das wollte ich vermeiden. Natürlich versuchen die Museen inzwischen, dem Fernsehen durch den Eventstil Konkurrenz zu machen. Wissenschaft bleibt dabei nur als schönes Wort übrig. In Hamburg waren beispielsweise die Südsee-Sammlung und die Sibirien-Sammlung recht gut, noch besser war jedoch die wissenschaftliche Aufbereitung des Materials. Das gibt es nun nicht mehr.

Stimmt es, dass Sie nach dem Tod von Kunz Dittmer 1969 auch dessen Aufgabenbereich übernahmen?

Er verstarb sehr plötzlich, während der Neuordnung seiner Afrika-Ausstellung. Das Konzept stand bereits und Herr Fischer übertrug mir die Umsetzung, obwohl Afrika nicht unbedingt mein Fachgebiet ist. Ich arbeitete mich ein und stellte fest, dass ich einen Teil der Planung nicht so gut fand. Also habe ich das modifiziert, während andere Bereiche - beispielsweise die Kunst - so belassen wurden. Ein Student der Afrikanistik unterstützte mich bei der Arbeit, gemeinsam bauten wir die Ausstellung dann auf.

Kommen wir noch einmal zu Ihren Auslandsaufenthalten. Welche der Forschungsreisen erscheint Ihnen rückblickend am wichtigsten?

Das ist schwierig zu sagen, denn sie waren alle sehr verschieden. Über die erste Reise, nach El Salvador, habe ich ja bereits ein wenig gesprochen. Damals machte ich auch Abstecher nach Guatemala und Belize, wo ich Hamilton Anderson traf, den ich vom Kongress in Cambridge kannte. Dann fuhr ich nach Costa Rica und nach Panama, jeweils für drei Monate. Nach insgesamt etwa zweieinhalb Jahren kehrte ich im Juni 1955 nach Deutschland zurück. Die nächste Reise fand 1958/59 statt, für ein paar Monate war ich erneut in El Salvador und ging anschließend nach Nicaragua, auf die Insel Ometepe. Es folgte die Fortsetzung meiner Untersuchungen in Costa Rica und in Panama, zudem schaute ich mir in Kolumbien eine Privatsammlung an. 1962/63 war ich hauptsächlich in Nicaragua und Costa Rica tätig, nachdem ich einen Kongress besucht hatte. Einer meiner Studenten, Peter Schmidt, war damals dabei. Eigentlich sollte meine Frau mitkommen, das hatte ich bei der DFG erstmalig genehmigt bekommen. Doch wurde kurz vor der Abreise unsere Tochter geboren und ich reiste ohne meine Familie ab. 1977 war ich dann im Auftrag des

Interview vom 21.11.2008, durchgeführt in der Privatwohnung von Wolfgang Haberland in Ahrensburg (Freigabe durch W. Haberland am 15.04.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Auswärtigen Amtes noch einmal in El Salvador, um Felsbilder zu untersuchen. Ich reiste auch nach Panama, um potentielle Ausgrabungsorte im Darién zu inspizieren. Doch das Klima war dort so schlimm, dass man keiner Person eine solche Arbeit zumuten möchte.

Außer diesen „großen“ Forschungsreisen bin ich noch mehrfach kurzzeitig - in der Regel mehrere Monate - in Zentralamerika, in Mexiko, im Südwesten der USA und an der Nordwestküste von Nordamerika gewesen, insbesondere für die Vorbereitung von Ausstellungen.

Was ist Ihrer Ansicht nach das Wichtigste an der Ethnologie?

Wie ich bereits erwähnte, finde ich es sehr wichtig zu zeigen, dass alle Menschen die gleiche Intelligenz und das gleiche Können haben. Ansonsten wäre die Völkerkunde - oder vor allem die Archäologie - ein Orchideenfach: schön, aber nutzlos. Denn letztendlich ist es vollkommen egal, was vor 1000 Jahren in Amerika, Afrika oder Europa passiert ist. In den Wissenschaften geht es doch meistens eher um die gegenseitige Nabelschau. Ein amerikanischer Kollege meinte mal zu mir, es gäbe zwei Sorten von Archäologen: «desk archeologists» und «dirt archeologists»; ich zähle mich zur zweiten Gruppe. Für Herrn Fischer war man beispielsweise nur Wissenschaftler, wenn man auch Theorie machte.

Aber auch empirischen Arbeiten liegen ja oft bestimmte theoretische Vorstellungen zugrunde.

Ja, natürlich. Was etwa die Benennung und Ordnung von Materialien angeht, fällt mir das *type-variety-system* ein, das ein amerikanischer Kollege für Tongefäße entwickelt hatte. Ich selbst habe auch ein wenig rumprobiert und interessanterweise kamen wir über ganz verschiedene Wege zum gleichen Phänomen: Wenn Sie einen unverzierten Teil finden, ist es letztlich nicht möglich, ihn einem Typ zuzuordnen, nur einer Gruppe. Solche Einsichten speisten sich jedoch aus der Praxis, und das finde ich spannend.

Würden Sie es als eine Aufgabe der Ethnologie ansehen, aus der Praxis heraus Modelle zu entwickeln?

Ja, aber früher gab es überhaupt keine Modelle. Es war eher eine etwas chaotische Angelegenheit, bevor es in den USA einen Umschwung durch die Modern Archeology gab, die dann auch die Ethnologie beeinflusste. Das ist dann üblicherweise auch wieder ein bisschen aus dem Ruder gelaufen, wodurch eine Gegenreaktion entstand – das Pendel schwingt ja immer hin und her.

Herr Haberland, gibt es abschließend etwas, das Sie gern erwähnen möchten?

Für mich persönlich war es etwas schwierig, dass ich durch die Vielzahl der Museumsaufgaben nicht ausreichend Zeit fand, um zu den Ergebnissen meiner Ausgrabungen zu veröffentlichen. In Hamburg bekamen wir Abteilungsleiter auch erst unter Schlesier eigene Schreibmaschinen, weil die Kulturbehörde immer sagte, wir sollten lieber forschen als schreiben. Vor allem das Material meiner dritten Reise blieb daher praktisch unbearbeitet und wird jetzt von einem jungen Kollegen, Martin Künne, in Berlin durchgesehen – ich bin auf die Ergebnisse gespannt.